

Rebland - Hebelland



**Lesung von
Jürgen Rauenbusch
Rüdiger Herterich**

Rebland – Hebelland

Lesung zu Spuren Hebels in der Markgrafschaft

Vorspann

Hert:

Zwischen Strom und Bergen
weingesegnet liegt
Hebels Land, in Tälern
selig hingewiegt.

Rau:

Trägt als helle Krone
Bürgeln, hochgebaut
das, vom Licht geblendet,
bis nach Basel schaut.

Hert:

Was dem Schloss sich hinreicht;
Rebhang, Wald und Berg,
drang mit herber Sprache,
Hebel, in dein Werk.

Rau:

Ward zum Lied, das mundet,
wie der goldne Wein,
wie dem Kind die süße
Haselnuss vom Rain.

Hert:

Wer von diesem Liede
kostet, spürt die Kraft
rauhes Bauernbrot,
trinkt der Äpfel Saft.

Rau:

Und er schlägt die Wurzeln,
Baum und Korn verwandt.
Durch das Wort verzaubert,
Hebel, in dein Land.

Hert:

Nach dem Gedicht „Hebels Heimat“ von Max Rieple möchten wir Sie nun hier in „einer der guten Stuben des Markgräflerlands“ zu einer literarischen Reise durch's badische Oberland auf den Spuren Johann Peter Hebels einladen.

Das Oberland ist Rebland, ist Hebelland.

Rau:

Eines der bekanntesten Gedichte Johann Peter Hebels ist „der Schwarz-wälder im Breisgau“, zuerst 1807 im Freiburger allgemeinen Intelligenz- und Wochenblatt unter dem Titel „der verliebte Hauensteiner“ erschienen, mit den oft gesungenen Strophen „'z Friburg in der Stadt“, dann „'z Mülle an der Post“ und „'z Bürgle uf der Höh.“

Der Begriff des „Breisgaves“ hat im Laufe der Jahrhunderte eine Verengung erfahren. In den Zinsregistern des Klosters Lorch erscheint erstmals im 8. Jahrhundert der Name des Ortes Kandern mit dem Zusatz „in pago Brisgowe“. Als aber Hebels Gedicht erschien, war der Begriff auf den vorderösterreichischen Breisgau beschränkt. Daher schrieb Hebel 1807 an Gustave Fecht in Weil:

Hert:

„Ich gratuliere auch, daß Sie eine Breisgauerinn worden sind, eine Freyburgerinn, eine Landgräflerinn. Ich bin schon lang einer wegen Hausen und Hertingen, so in der Landgrafschaft Sausenberg liegen.“

Rau:

Und schon 1802 lesen wir in einem Brief an Gräter, dem eine Probe von Gedichten in Mundart beiliegt die Worte:

Hert:

„Der Dialekt ist der aus der badischen Landgrafschaft Sausenberg, zwischen der Schweiz und dem Breisgau.“

Diese Landgrafschaft Sausenberg hat ihren Namen von der Sausenburg, unweit Kandern, die zwischen 1232 und 1246 vom Markgrafen Hermann dem Jüngeren von Hachberg erbaut worden war. Die Markgrafen besaßen die Vogtei über das Kloster Sankt Blasien und die zu diesem gehörende Propstei Bürgeln.“

Der Bürgler Propst Kreutner stand als Stabhalter des Sankt Blasier Fürstabtes Gerbert in für die damalige Zeit guten und freundschaftlichen Beziehungen zur protestantischen Markgrafschaft, was wohl mit auch eine Auswirkung des in den vorderösterreichischen Gebieten vorherrschenden Zeitgeistes des aufklärerischen Josefismus war, ein milder Ausgleich von konfessionellen Gegensätzen im achtzehnten Jahrhundert, der letztlich seinen juristischen Ausschlag im Toleranzedikt Josephs des zweiten fand.

Gleichermaßen ein Bindeglied zwischen der Markgrafschaft und den vorderösterreichischen Landen war die gemeinsame Vorliebe für die önologischen und kulinarischen Genüsse, hervorgebracht von der sonnenverwöhnten Landschaft am Oberrhein, die bis heute hier Tradition haben.

Rau:

Kein Wunder scheint es deshalb, dass auch in vergangenen ökumenischen Eiszeiten die Bürgler Pröpste sich im Herbst in die ketzerische Markgrafschaft hinab begaben um sozusagen ein „examen rigorosum“ vorzunehmen, eine mündliche Doktorarbeit im Reich der Trotten und Fässer.

Diesem Brauch huldigte auch Propst Kräutner, der weltoffen und der Kunst und auch dem Genuss zugeneigt war.

So war seine Musikkapelle weit im ganzen Land bekannt, er selber war ein recht ordentlicher Klavierspieler, vor allem aber war er ein noch größerer Küchenvirtuose, der es aufs trefflichste verstand selbst unerwartet eintreffenden Gästen einen exquisiten Bissen und einen dazu passenden Wein aufzutischen.

Hert:

So klingt es auch verständlich, dass sich in jenen Tagen „'z Bürgle uf de Höh“ zwei unterschiedliche Charaktere trafen, einerseits der wohlhabende katholische Propst in seiner schwarzen Benediktinertracht und andererseits der mit Geld nicht gerade gesegnete evangelische Prälat in nuce – der Präzeptoratsvikar Johann Peter Hebel - quasi ein Hilfslehrer - aus dem markgräflichen Lörrach.

Hebel liebte das Unterrichten und verstand die Jugend, war er doch als Student Bacchus und Amor mehr zugetan als Augustinus und den anderen Kirchenvätern, was sich in einem seiner schriftdeutschen Reime ausdrückt, den er einem seiner Kommilitonen ins Posiealbum schrieb:

Man mag der Dinge viel entbehren
und dies und jenes nicht begehren,
doch werden wenig Männer sein,
die Weiber hassen und den Wein.

Rau:

Und Johann Peter Hebel hasste keines von beidem.

So war dem Abt und dem Vikar wohl eines gemeinsam, die Liebe zum Wein und hier vor allem zum Kleinkemser Wolfer. Es saßen unsere beiden Weinfreunde im Schatten der Hagebuchenlaube auf der Terrasse des Schlosses und tauschten philosophische Gedanken aus, vor sich eine große, geschliffene Karaffe. Unter diesem Eindruck sind vielleicht auch die unvergessenen Hebel'schen Gedichtzeilen entstanden:

Hert:

Z' Bürgle uf der Höh',
nei, was cha me seh,
O wie wechsle Berg und Tal
Land und Wasser überall
z' Bürgle uf der Höh.

Rau:

Die günstige Lage zwischen Waldland und Rebland war wohl der Grund, dass in Kandern schon frühe Wochenmärkte und ein Jahrmarkt am Tag der heiligen Katharina im November abgehalten wurde. 1756 verlieh der Markgraf einen weiteren Jahrmarkt im Frühjahr, dazu kam seit 1801 allmonatlich ein Viehmarkt, der besonders im September als Pferdemarkt für eine Reihe von Gemeinden als der Feiertag der Bauern gilt und heute noch als Kanderner Rossmärt eine große Anziehungskraft im badischen Oberland aufweist.

Hert:

Hebel hat diese Märkte gekannt und wohl auch von Hertingen aus besucht. In dem Gedicht „die Feldhüter“ sagt der Fritz zum Heiner:

*„Chömme mer heims ins Dorf, o wüßt i was de e Freud wär
Gell, de nimmsch mer's ab? Vier neu i weltlich Lieder
von des Sultans Töchterlein, der Schreiber im Korbe,
's dritt vom Dokter Faust un's viert vom Lämmlein im Grünen
's isch nit lang, i ha si neu am Chanderer Märt gchauft.“*

Auch sonst finden wir manche Hinweise, dass Hebel sich in Kändern auskannte. Im „Mann im Mond“ schreibt er vom Dieterli, der ein Nichtsnutz war, dass er „ebe z' Chander g'hockt isch und het d'Butelle gleert.“

Und im „Gespenst an der Känderner Staße“ finden wir die Worte, die Julius Kibiger an die Wand des Gasthauses zur Weserei schrieb:

*„Und wenn er meint, er seyg jetzt bald dehei,
so schoht er wieder vor der Weserey.“*

Hebels Gedicht „der Schmelzofen“ wird auf seine Jugenderinnerungen in Hausen zurückgeführt:

*Jetzt brennt er in der schönsten Art
und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt,
und bis aß d'Nacht vom Himmel fällt,
se würd die ersti Maße chalt.*

*Und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt,
i ha druf hi ne Gulde g'spart.
Gang, Chüngi, lengis alte Wi,
mer wen e wengl lustig sy!*

*Ne Freudestund isch nit verwehrt:
me g'nießt mit Dank was Gott bischert,
me trinkt e frische, frohe Mueth,
und druf schmeckt wieder 's Schaffe gut.*

*E Freudestund, e guti Stund!
'S erhaltet Lib und Chräfte gsund;
doch muß es in der Ordning goh,
sust het mer Schand und Leid dervo.*

*E frohe Ma, ne brave Ma!
Jez schenket i und stoßet a:
Es leb derr Marggrof und si Huus!
Ziehn d'Chappen ab und trinket us!*

Rau:

Der Hinweis in Hebels Brief an Gustave Fecht, dass sie nun eine Breisgauerin geworden sei, erinnert an die politischen Vorgänge jener Jahre, in denen nach dem Willen Napoleons das spätere Land Baden entstand.

Wenn Hebel aus seinem geliebten Oberland landab fuhr, kam er mit dem Postwagen an der alten Poststation „Kalte Herberge“ vorbei, vorbei an Hertingen, wo er einst so glücklich war. Weiter fuhr der Postwagen den Schliengener Berg hinab in den Hauptort der bischöflich-baselischen Orte, nach Schliengen.

Hert:

Als er 1801 nach Karlsruhe zurückgekehrt war, war eine wehmütige Stimmung über ihn gekommen, denn er hatte den Weg über Ötlingen, Egringen und Hertingen genommen, und am letzteren Orte festgestellt, dass er viele, die ihm einst wert waren, nicht mehr vorfand, dass er wenige mehr kannte, und dass, was 20 Jahre und darunter war, nichts mehr von ihm wusste. Und an Freund Engler schrieb er:

.... es fiel mir schwer auf's Herz, dass trotz der Tendenz unseres Geistes nach oben hinauf unser aller irdischer Gang und Wandel ein Gang ins Unterland ist, und dass wir alle nur dort enden und zusammenkommen.

Rau:

Und weiter fuhr der Wagen durch das Rheintal nun wieder in altbadischem Land. Von den Vorbergen des Blauen grüßte Bürgeln, das einst als Vermächtnis der Herren von Kaltenbach an das Kloster Sankt Blasien gekommen war. Diese errichteten hier ein schönes Anwesen, das 1762 bis 1764 von den beiden kunstsinnigen Fürststäben Meinrad Tröger und Martin Gerbert durch den Propst Alois Mäder neu gebaut worden war.

Hert:

Weiter ging die Fahrt am Bären in Auggen vorbei zum alten Postgasthaus von Müllheim, das heute als Motel die Gäste aufnimmt. Georg Adolf Friedrich Heidenreich hatte 1745 mit dem Bau dieses Hauses begonnen, 1746 erhielt er die Wirtschaftserlaubnis. Er betrieb den Nachrichtendienst und die Posthalterei nebeneinander her.

Rau:

Etwa ein Jahrhundert blieb dann die Post in diesem Hause; der Bau der Bahn bis Schliengen 1847 brachte neue Verhältnisse, so wie dann später auch die Autobahn neue Verkehrsverhältnisse schuf.

Bekannt wurde die Post aber vor allem durch Hebels Gedicht, von dem schon die Rede war. Weniger bekannt sind Hebels Worte an Gysser in Müllheim:

Hert:

*„Ihr trinket urig Poesie in lange Züge, z' Mülle an der Post.
Tausigsappermost, isch sel nit e chospire Wi!“*

1797 hatte Hebel an Gustave Fecht geschrieben:

„Sie werden sich nun auch recht herzlich des Friedens freuen, und der Ruhe, die so viel tausend geplagten Menschen endlich wieder erscheint.

Gott gebe nun, dass die traurigen Spuren des Krieges allenthalben bald vernichtet oder wenigstens gedeckt werden mögen und dass der Friede dauerhaft bleibt; denn ein Krieg in jedem Menschenalter ist anzunehmen und es darf sich niemand beschweren einen überstehen zu müssen; es gehört ein solch Münsterlein auch in die Charte unserer Lebenserfahrungen, und es wird wohl auch seine Absicht und seinen Nutzen haben, dass wir's kennen sollen. Aber zweymal wäre zuviel.“

Rau:

Doch Hebel hatte sich getäuscht: die Kriegszeiten gingen weiter, bis dann 1814 die Verbündeten den Rhein überschritten.

Inzwischen aber war aus dem Markgrafen ein Kurfürst und ab 1806 ein Großherzog geworden, dessen Land sich in vierzig Jahren um das Zwölfwache vergrößert hatte.

Nun war Schliengen badisch geworden und auf Bürgeln hatte der Propst nur noch als einfacher Geistlicher die Aufgabe die Katholiken in der Umgegend zu pastorisieren.

Möge man lernen zufrieden zu sein, auch wenn man sich nicht alle Wünsche erfüllen kann, wie Hebel es so schön in des „Rheinischen Hausfreundes Danksagung an Pfarrer Jäck in Triberg“ sagt. Er führt aus, dass er nichts zu eigen hat, keinen eigenen Baum

Hert:

kei Chatz, kei Hüenli, menggmol au kei Geld. 's macht nüt. 's isch doch im ganze Dorf kei Buur so riich als ich. Der wüsset, wie mer's macht. Me meint, me heig's.

Man meint, man hätte es zu eigen. Und was ihm gehört, was er im Innern bewahrt hat, all die Jahre in Karlsruhe ist das, was in Pfarrer Jäcks Antwort zu lesen ist:

*Bin i nit au menggi hundertmol im Lieler Wald und z' Chander gsi?
Jo wohl! Se hann i denn in Freud und Leid en Gang uf Herdige, uf
d Chaldeherberg gmacht und mengmol bin i au durs Wiesetal.*

Unsere schöne Heimat lebt in Hebel und durch Hebel ist sie weithin bekannt geworden, wie auch durch Hebel die Mundart der Heimat bekannt wurde.

Rau:

Ein Wesenszug Hebels ist die Treue zur Heimat und ihren Menschen. In Karlsruhe befiel ihn immer wieder die Sehnsucht nach der Heimat, „das Jahresfieber des Heimwehs nach dem Oberland“, wie er es selbst nannte. Er schrieb in seinen Briefen meist „Oberland“, oft abgekürzt „O.L.“, seltener „Rebland“, wie im Gedicht vom „Viertelsvogt“ an Tobias Güntert, den Ältesten des Proteuserkreises, wo es heißt:

Hert:

*Sust hani, wie Burgersma,
mi Laubi un mi Lusti gha,
und bin mit Holz und andre Waare
go Basel und ins Rebland gfahre.*

Laubi und Lusti nannte man zu Hebels Zeiten die Zugochsen.

Besondere Treue bewahrte Hebel dem Rebdorf Hertingen, der Stätte seiner ersten Wirksamkeit als Hauslehrer und Vikar bei Pfarrer Schlotterbeck.

Noch mit 63 Jahren findet Hebel, als er seiner Freundin im Weiler Pfarrhaus die neue komfortable Wohnung in Karlsruhe beschreibt, die wehmütigen Worte:

*Oh wie glücklich saß ich einst in Hertingen zwischen den
Milchkänsterlein und den nassen Strümpfen und Handzwehlen am
Ofenstänglein.*

Rau:

In der Muse seiner Hertinger Jahre fand er Zeit zu ernsten Studien. Von Hertingen aus hatte er sich aber auch das ganze Rebland erwandert.

Die Landstraße westlich des Dorfes führte nach Norden zur weinberühmten „Post“ und nach Müllheim, nach Süden zur nicht weniger bekannten Post- und Vorspannstation „Kaltenberg“ mit der Gaststätte „zum Lamm“.

Der Pfad durch den Lieler Schlag war ihm ebenso vertraut wie der Weg nach Riedlingen und seinem damals viel besuchten Gast- und Badhaus oder weiter nach Kandern, wo man auf dem Markt neue Volkslieder kaufen konnte, eben von „des Sultans Töchterlein, der Schreiber im Korbe, vom Doktor Faust und vom Lämmlein im Grünen.“

Hert:

Er kannte die Weserei in Kandern und das Schliengener Gasthaus „Baselstab“ und besuchte die alten von Weinbergen umsäumten Städtchen Sulzburg und Staufen.

Oft kam Hebel von Hertingen über die Hochfläche des Isteiner Klotzen auf der „Alten Basler Straße“, der heutigen Römerstraße, nach dem gastlichen Efringen.

Rau:

Die Hebeforscher Altwegg, Herbstler und Seith haben auf die Bedeutung der Hertinger Jahre für Hebels dichterisches Schaffen hingewiesen.

Im Rebland, namentlich aber in der Gegend um Hertingen, ist einer der Bereiche, in dem der Dichter etliche seiner alemannischen Gedichte beheimatet.

Im Gedicht „das Gewitter“ schildert er das vom Westen her aufziehende Unwetter, das Echo des Donners vom Blauen und das Betgeläut von Schliengen.

Das Dörfchen aber, über dem sich Wolkenbruch und Hagel entlädt, ist Hertingen.

Hert

*Der Vogel schwankt so tief und still,
er weiß nit, woner ane will.
Es chunnt so schwarz, und chunnt so schwer,
und in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunst und Wetter. Los, wie's schallt
am Blauen, und wie's wiederhallt.*

*In große Wirble fliegt der Staub
zum Himmel uf, mit Halm und Laub,
und lueg mer dort sel Wülkli a!
I ha ke große G'falle dra,
lueg, wie mers usenander rupft,
wie üser eis, wenns Wulle zupft.*

*Se helfis Gott, und bhüetis Gott!
Wie zuckts dur's G'wülch so füürigroth
und 's chracht und stoßt, es isch e Gruus,
aß d'Fenster zitteren und 's Hus,*

*Lueg 's Buebli in der Waglen a!
Es schloft, und nimmt si nüt drum a.
Sie lüte z'Schlienge druf und druf,
ie, und 's hört ebe doch nit uf.*

Rau:

„Der Mann im Mond“ wird gedeutet als „Nütnutz“, der einst den Sonntag entweihte durch Holzfrevel im Lieler Schlag, dem Wald oberhalb der Hertinger Reben.

Hert:

*“Lueg, Mütterli, was isch im Mo'?”
“He, siehschs denn nit, e Ma!”
“Jo wegerli, i sieh en scho.
Er het e Tschöpli a.”*

*“Was tribt er denn die ganzi Nacht,
er rüehret jo kei Glied?”
“He, siehsch nit, aß er Welle macht?”
“Jo, ebe dreiht er d'Wied.”*

*“Wär i, wie er, i blieb dehei,
und macht i d'Welle do.”
“He, isch er denn us üser Gmei’?
Mer hen scho selber so.”*

*“Und meinsch, er chönn so, wie'ner will?”
“Es wird em, was em ghört.
Er gieng wol gern - der sufer Gsell
muß schellewerche dört.”*

*“Was het er bosget, Mütterli?
Wer het en bannt dörthi?”
“Mer het em gseit der Dieterli,
e Nütnutz isch er gsi.”*

*„Ufs Bete het er nit viel gha,
ufs Schaffen o nit viel,*

*und öbbis muß me triebe ha,
sust het me langi Wil.“*

*“Drum, het en öbbe nit der Vogt
zur Strof ins Hüsli gspert,
sen isch er ebe z'Chander g'hockt,
und het d'Butelli g'lert.“*

*“Je, Müetterli, wer het em's Geld
zu so me Lebe ge?“
“Du Närsch, er het in Hus und Feld
scho selber wisse z'neh.“*

*“Ne mol, es isch e Sunntig gsi,
so stoht er uf vor Tag,
und nimmt e Beil, und tummlet si,
und lauft in Lieler Schlag.“*

*“Er haut die schönste Büecli um,
macht Bohne-Stecke drus,
und treit sie furt, und luegt nit um,
und isch scho fast am Hus.“*

Rau:

Im „Schwarzwälder im Breisgau“ werden unter anderen die Orte Müllheim, Bürgeln und Staufen gepriesen.

Hert:

*Z`Müllen an der Post,
Tausigsappermost !
Trinkt me nit e guete Wi !
Gohd er nit wie Baumöl i,
z`Müllen an der Post !*

*Z`Bürglen uf der Höh,
nej, was cha me seh !
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
z`Bürglen uf der Höh !*

*Z`Staufen uffem Märt
hen sie, was me gert:
Tanz und Wi und Lustberkait,
was eim numme `s Herz erfreut,
z`Stauf en uffem Märt !*

Rau:

Im Gedicht „der Geist in der Neujahrsnacht“ erwähnt Hebel namentlich die Orte Heitersheim und Kenzingen. Der „Karfunkel“ dagegen erinnert an die Faustsage und spielt daher wohl auch in der Nähe von Staufen. Das „Gespenst an der Kanderner Straße“ hat als Schauplatz die Straße zwischen Riedlingen und Kandern bis hin zur Weserei.

Hert:

*'s git Gespenster, sel isch us und isch verbey!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei',
und bring e Ruusch! De trifsch e Plätzli a,
und dört verirrsch. I set e Büeßli dra.*

*Vor Ziten isch nit wit vo sellem Platz
e Hüsli gsi; e Frau, e Chind, e Chatz
hen g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
si Lebe glo im Heltelinger Feld.*

*Und wo sie hört: „Di Ma litt unterm Sand“
se het me gmeint, sie stoß der Chopf an d'Wand.
Doch holt sie d'Pappe no vom Füür und blost,
und gits im Chind, und seit: „D bisch mi Trost!“*

*Und 's wär au gsi. Doch schlecht emol mi Chind
zur Thüren us, und d'Muetter sizt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchchi, rüeft und goht,
und sieht no just, wie's uffem Fußweg stoht.*

*Und drüber lauft e Ma voll Wii und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrennt's,
und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
und rüehrt si nit – e flösche Bueb ischs gsi.*

*Jez rüstet sie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der bald!“
Sie sezt si nider, hütet's Grab und wacht,
und endli stirbt si in der nünzte Nacht.*

*Und so verwest der Lib in Luft und Wind,
doch siz der Geist no dört, und hüetet's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht d'Chandrer Stroß verbey, an selbem Ort.*

*Und schwankt vo Chander her e trunkene Ma,
se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,
und führt en abwärts, seig er, wer er sey,
er loßt en um kei Pris am Grab vorbeey.*

*Er chunnt vom Weg,, er trümmlet hüst und hott,
er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?“
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
se meint er 's schreit e Guhl an sellem Platz.*

*Er goht druf dar, und über Steg und Bruck
se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er seig ietz bald dehei,
se schoht er wieder vor der Weserei.*

Rau:

In der Gegend von Tannenkirch, in der „Herzkammer des Markgräflerlandes“ tritt uns Hebels Gedicht „Hepatha, thue dich auf“ wie unmittelbar entgegen.

An Hand eines Textes aus dem Markusevangelium zieht der Dichter eine Verbindung des wunderbaren Naturgeschehens mit dem Wunder des Glaubens. „Die Marktweiber in der Stadt“, die zwar nicht genannt wird, gleichwohl aber nur Basel sein kann, sind die Marktweiber „der Sprache nach wohl von Weil“.

Hert:

*I chumm do us's Rothshere Hus,
Is isch wohr, 's sieht proper us;
doch ischs mer, sie heigen o Müeih und Noth
und allerlei schweri Gidanke,
"Chromet süssen Anke!"
wies eben überall goht.*

*jo weger, me meint in der Stadt,
seig alles sufer und glatt;
die Herre sehn eim so lustig us,
und 's Chrütz isch ehe dur ane,
"Chromet jungi Hahne!"
mengmol im präperste Hus.*

Rau:

Auch manche Hausfreundgeschichte geht auf die Hertinger Zeit zurück, als Hebel dort eine alte Schwanksammlung las und diese später als Quelle für Kalendergeschichten benutzte, deren Schauplatz er nach Hertingen und Umgebung verlegte.

In einer dieser Geschichten, dem „Einträglichen Rätselhandel“ schildert er eine Rheinfahrt, die an Hüningen, der Schusterinsel bei Weil, an Märkt, dem Isteiner Klotz und Sankt Veit, - der Kapelle an diesem Felsvorsprung - vorbeiführt, und einen hebräischen Reisenden, der zwischen „Kleinen Kems“ und „Schalampi“ seinen gelangweilten Reisegefährten mit Rätseln die Zeit verkürzt.

Auf seinen Reisen ins Oberland kehrte Hebel stets bei seinen Vertrauten in Weil und Rötteln ein, und vergaß auch nie, seinen ehemaligen Studienfreund, Pfarrer Johann Wilhelm Schmidt in Hügelheim zu besuchen, der sich sehr tatkräftig als Werber für die „Alemannischen Gedichte“ einsetzte. Die Reiseerlebnisse spiegeln sich, namentlich in den Briefen an Gustave Fecht wieder.

Auf einen guten Markgräfler Tropfen im Keller war Hebel auch in Karlsruhe sehr bedacht, und seine Oberländer Freunde haben ihn gern damit versorgt. Fraglos hat dies edle Getränk für ihn die lebendige Verbindung mit seiner Heimat bedeutet. Dies bezeugt wohl am schönsten ein Brief an seine Freundin im Weiler Pfarrhaus:

„Wenn an einem Sonntag schön Wetter ist, und ich nur halbwegs glaube, daß jemand von Lörrach nach Weil komme, so lass ich mirs nicht abkauffen, dass ich nicht in den Keller gehe, und auch mein Gläslein mittrinke.“

Hert:

Gern erkundigt sich Hebel bei seinen Weiler Freunden nach dem Stand der Reben, im Mai 1807 „stehen die Reben schön?“ und Ende Januar 1819 „stehen die Reben gut? Wie geht der Wein ab?“ oder in einem Brief an Gustave Fecht „wie steht es um die Reben, wenn wir schon keine haben? Oder haben Sie sich ein Privat Rebstücklein beigelegt?

Seinen Herzensfreund Hitzig ermuntert er: „Bald wird euch für alle Drangsalen der Witterung eine freuden- und traubenreiche Weinlese trösten, ihr gesegneten des Herrn“.

Und der „Frau Vögtin“ Karoline Güntert in Weil gelten die heiteren Verse:

*Gott segne Euer Haus
vom Mann bis zu der Maus,
Traube reif und süß
saftig das Gemüs*

Heiße Tage in der Residenz entringen ihm den Seufzer: „Wenn ich nur auch eigene Reben hätte.“

Rau:

Wehmütige Gedanken haben Hebel stets beim Verlassen des Oberlandes befallen, besonders aber auf der Rückfahrt im Oktober 1801:

„... als ich von der Höhe des Schliengener Berges herab aus der dichten Wolke, die auf ihm lag, und leider abermals an Augen vorbey dem Unterland entgegen wallte, fiel es mir schwer auf's Herz , daß trotz der Tendenz unseres Geistes nach Oben hinauf unser aller irdischer Gang und Wandel ein Gang ins Unterland ist.“

Hert:

Auch in einem Brief an Karoline Güntert vom Ende des Monats Mai 1826 lebt noch der Gedanke an das Wiedersehen mit dem Oberland:

„ ... Ich weiß zwar nicht, wie bald ich wieder in das Oberland kommen werde. Doch wird mich Gott auch wieder hinaufführen – wie gern möcht ich hinzusetzen, für immer.“